

Post-Darwinismus?

Netzwerke zwischen Kooperation und Konkurrenz

Wer von „Post-Darwinismus“ spricht, der macht sich auch 155 Jahre nach Erscheinen von Darwins „**Origins of the Species by Means of Natural Selection**“ schnell verdächtig. Ein Kreationist und Affenabstammungsleugner? Nur 60% aller Amerikaner (und gerade mal 27% der weissen Protestanten in Gods own country) glaubten 2013 überhaupt an eine Evolution. Von diesen 60% sehen wiederum nur die Hälfte natürliche Selektion am Werk, der Rest das „intelligent design“ eines höheren Wesens. Davon soll hier nicht die Rede sein.

Die Sache, um die es mir hier zunächst geht, drückte Jürgen Neffe im Epilog seines Buches „Darwin das Abenteuer des Lebens“ so aus:

Darwins Schatten überragt seinen Namen um genau fünf Buchstaben: i, s, m, u, s. Sie trennen Wissenschaft von Weltanschauung, Idee von Ideologie, Biologie vom Biologismus. Keinem Naturforscher seines Ranges, keinem Newton, Einstein oder Heisenberg wurde je die Ehre zuteil, als Begründer eines -ismus in die Geschichte einzugehen. Doch dafür zahlt Darwin posthum einen hohen Preis: (...) Je darwinistischer eine Gesellschaft daherkommt, desto egoistischer, unsozialer, kälter steht sie da. (...) Jürgen Habermas erklärt die „sozialdarwinistisch enthemmte Weltpolitik“ zum Ausläufermodell.

(...) Wenn in diesen Tagen von einer Krise der Märkte, ja des Kapitalismus die Rede ist, dann steckt dahinter vor allem auch die Krise eines Darwinismus der Konkurrenz und Eigensucht – und zwar nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Biologie.

Darwinismus als soziale, politische, kulturelle, aber auch wissenschaftliche **Haltung und Weltanschauung** besagt für die meisten von uns: Die Konkurrenz von Individuen innerhalb und zwischen ihren Gruppen um Ressourcen und Reproduktion entscheidet durch das **Survival of the fittest** über den Gang der Evolutionsgeschichte.

Es geht dabei zwar nicht immer um das rohe Recht des Stärkeren. Fitness ist mehr als Kraft. Doch unterm Strich ist das Leben ein Kampf. Und wir sind die Nachfahren von Siegerinnen und Siegern. Der Darwinismus der vergangenen 150 Jahre trägt einen gewaltigen Rucksack vom gesellschaftlichen und kolonialen Recht des Stärkeren und seiner Freiheit auf dem Markt über Eugenik und Rassenhygiene (denen bis heute erstaunlich viele Genetiker, wenn auch selten offen, anhängen) bis zum Herren-Volk auf der Suche nach Raum und Ressourcen und dem Mythos, dass Überbevölkerung das eigentliche Umweltproblem unseres Planeten sei.

Kooperation kann dabei eine überlebenswichtige und überlegene Strategie sein. Sie macht ganz offensichtlich die Stärke und Kampfkraft sozial organisierter Lebewesen aus, ebenso wie die symbiotischer Beziehungen über Artgrenzen hinaus. Doch sie bleibt Teil eines Spieles von Gewinnern und Verlierern, ist auch nichts anderes als eine Strategie von Egoisten.

Richard Dawkins Geschichte vom **egoistischen Gen** treibt diese Haltung auf die Spitze. Lebewesen sind hier nur noch Trägersubstanzen von einzelnen Informations-Sequenzen, die sich um jeden Preis vermehren wollen. Dieses ultra-Darwinistische Konzept erklärt die

Erbinformation selbst zum kleinsten **Einzelteil des Lebens**, das zu Egoismus, Kampf, Konkurrenz und Eigensucht fähig ist. Uns Organismen erklärt sie zu „**Überlebensmaschinen – Robotern, die blind darauf programmiert sind, diese egoistischen kleinen Moleküle zu erhalten, die gemeinhin als Gene bekannt sind.**“

Der US Erfinder und Futurist Ray Kurzweil machte uns dann um die Jahrtausendwende mit dem „**Zeitalter der spirituellen Maschine**“ vertraut. Die Evolution hebt sich mittels der von ihr selbst hervorgebrachten menschlichen Intelligenz auf eine neue, virtuelle Stufe. Dieses virtuelle bzw. auf selbstvermehrungsfähigen Nanoteilen basierende Leben bedarf der klassischen Organismen und vor allen Dingen des Todes nicht mehr, auch nicht des Heimathafens Erde. Getrieben von Moore's Law der 2-jährlichen Verdoppelung der Rechnerkapazität werde ein 1000 Dollar Computer bald die Kapazität eines und etwas später aller menschlichen Gehirne haben. Wo und wie genau bei dieser unaufhaltsamen Expansion der Intelligenz Quantität in Qualität umschlägt, erforscht Kurzweil seit 2012 im Auftrag von Google. Zum Ende des Jahrhunderts prophezeit der heute 66 Jährige die Unsterblichkeit dank nanotechnologischer Verbindung von Mensch und Maschine.

Diese hyperdarwinistische Perspektive von Dawkins bis Kurzweil liest sich wie das Ende des **Epos der Evolution**, von dem der Ameisenforscher und Großmeister der **Biodiversität** Edward O. Wilson schrieb, er sei vielleicht der beste Mythos, den die Menschheit je hervorbrachte. Wilsons **Soziobiologie** brachte in den 70er Jahren Menschen in Rage. Seine „**soziale Eroberung der Erde**“ von 2012 zeigt zu welch enormen Sprüngen der Darwinismus in einem einzigen Wissenschaftler-Leben fähig ist.

Eine ganz andere Geschichte begann 1972 auf dem Weg zum bisher letzten Besuch der Menschheit auf dem Mond. Der Schnapsschuss der Besatzung von Apollo 17 , der als „blue marble“, der blaue Planet, bekannt wurde, ist für eine ganze Generation das Symbol der Grenzen des Wachstums, der Bedrohung des Ganzen und der gesamten Besatzung unseres Raumschiffs Erde geworden. Das Bild wurde so zur Ikone einer neuen Zusammengehörigkeit.

Lynn Margulis und James Lovelock hatten kurz zuvor die Gaia-Hypothese präsentiert: Der ganze Planet ein einziger Organismus, alle seine belebten und unbelebten Teile nur Einzelteile oder Symbionten eines grossen, gemeinsamen Ganzen. Die These ist wissenschaftlich höchst umstritten.

Doch als Weltanschauung gewinnt das Konzept, das nicht von der kleinsten unteilbaren Einheit ausgeht, sondern vom großen Ganzen und seinem Zusammenhang immer mehr Anhänger.

Wir denken nicht täglich in Raumschiff-Kategorien. Aber wir haben begonnen, statt Konkurrenz und Zusammenhalt der **Art** und ihrer Individuen den **Ort**, die Region, das terroir, die Heimat gar, als Ausgangspunkt unserer Überlebenskonzepte zu sehen. Das Habitat, so scheint es uns, gilt es zu verteidigen, zu kultivieren und anzupassen an sich verändernde Bedingungen. Die Vielzahl und die Vielfalt seiner Bewohnerinnen und Besucher, seiner organischen wie anorganischen Komponenten, stehen in einem Zusammenhang, befinden sich in Austausch, Konkurrenz und Kooperation. Sie kommunizieren, weit über das bisher angenommene Maß hinaus, wie wir heute noch erfahren werden. Sie beeinflussen einander auf vielen Ebenen. Dieses Zusammenspiel und die gemeinschaftliche Bewirtschaftung seiner Ressourcen machen den Ort bewohnbar und einzigartig.

Je komplexer dieses Beziehungsnetzwerk und Geflecht ist, je dichter der Pelz, wenn Sie so wollen, desto wertvoller erscheint es uns, desto liebenswerter. ästhetischer, auch geheimnisvoller. Je komplexer, desto innovativer, anpassungs- und widerstandsfähiger und desto störungsanfälliger.

Störungsanfällig nicht im Sinne des Störfalles im AKW, sondern im Sinne von Christine von Weizsäcker, die heute leider nicht mit von der Partie sein kann, und der wir das Konzept der Fehlerfreundlichkeit verdanken. Fehlerfreundlichkeit, so lernen wir von ihr, heißt nicht nur, aus Fehlern zu lernen wie diese künftig zu vermeiden sind. Sie ist vielmehr so etwas wie die Kunst der natürlichen Innovation. Sie besteht zunächst darin, der Störung, der Abweichung, dem Fehler besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Es geht nicht darum, den Fehler möglichst schnell und total auszumerzen. Sondern es geht darum ihn als Ausgangspunkt von Veränderung, Optimierung, Anpassung und damit Widerstandsfähigkeit zu machen. Damit dies gelingt, schreiben Christine und Ernst Ulrich von Weizsäcker 1984 bedarf es dreier Bedingungen:

“Redundanz, Vielfalt und Barrieren zusammen garantieren lebenden Systemen ihre Fehlerfreundlichkeit und damit ihr Vorbereitetsein auf künftige Ereignisse”.

Ist dies vielleicht eine erste, nützliche Hypothese für unser heutiges Thema, das Innovationspotential von Beziehungsnetzen?

Redundanz, die es uns erlaubt, sehr viel mehr als einen Versuch zu wagen und auch zu wiederholen – die „Üppigkeit“, Vielzahl, den Reichtum, nicht zuletzt auch an Zeit.

Vielfalt, die Grundlage unterschiedlichen Erlebens, Bergreifens und Kommunizierens – von ihr wird heute noch vielfältig die Rede sein.

Barrieren schließlich, Grenzen also von der Membrane zwischen den Organellen über die Haut bis zum Berg, dem Fluss oder dem Ozean, auf dessen Inseln sich die Vielfalt der Arten (nicht allein der Finken) bekanntlich besonders schnell und intensiv entwickelt.

Barrieren widerstreben unserem Freiheitsdrang. Barrieren niederzureißen gilt als Befreiungstat. Grenzen zu überwinden ist einer der stärksten Mythen der Moderne.

Für Monsanto, Nestle und Coca-Cola, für den Welthandel und last not least für die total Kommunikation im Internet sind Barrieren die Feinde der Freiheit und des Fortschritts schlechthin.

Grenzen zu erhalten, sogar klug einzurichten wo sie technisch überwindbar scheinen, gehört zweifellos zu den ganz großen Herausforderungen vor die unsere Gesellschaften und Beziehungsnetze, vor die selbst unser persönliches Denken und Fühlen gegenwärtig gestellt werden.

Ob bei der Wahl der Lebensmittel, der Arbeiten und Aufgaben, der Ressourcen, die wir nutzen der Informationen und Eindrücke, die wir aufnehmen, der Menschen, der Organismen, der Orte, zu denen wir tatsächlich eine Beziehung eingehen – all dies verlangt uns Beschränkungs-Entscheidungen ab in Zeiten von Überproduktion, Hyper-Mobilität, Informationsüberflutung, Fernsehen und facebook.

In diesem Sinne weiss ich es zunächst sehr zu schätzen, dass Sie sich zwei Tage auf das Beziehungsnetz dieser kleinen Konferenz einlassen. Ich wünsche Ihnen Aufmerksamkeit und Vergnügen. Redundanz, Vielfalt und souverän gewählte Barrieren und eine Lust am Ganzen und den Kooperationen, die sich hoffentlich daraus ergeben werden.